Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 4 (1871)
Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

№ 7.

Berner Schul-Blatt.

Vierter Jahrgang.

Bern. Samstag, den 18. Februar. 1871.

Dieses wöchentlich einmal, je Samstags erscheinende Blatt kostet franko durch die ganze Schweiz jährlich Fr. 4. 20, halbjährlich Fr. 2. 20. — Bestellungen nehmen alle Postämter an, außerdem die Expedition und die Redaktion. — Insertionsgebühr: 10 Rp. die Zeile oder deren Raum.

Eine Konferenzarbeit.

(Vorgetragen in der gemeinsamen Sitzung der Kreissynoden Saanen und Obersimmenthal.)

III.

Steigen wir aus und sehen uns um. Wie wunderschön und doch wie fremdartig ist die Fernsicht! Auf einsamer Bergesspitze stehen wir, hinter uns die eben aus dem Wüstensaume aufstehende Sonne, zu unsern Füßen eine schauerliche Tiefe. Im tiefsten Grund unten zeigt sich der blaue Spiegel des todten Meeres, eingerahmt von senkrechten, wild zerrissenen schauerlichen Felswänden. Doch, wo sich Erde findet, sproßt die üppigste Vegetation. Links neben uns zieht sich die enge, schauerliche Schlucht, in deren Tiefe der Zerka Main brüllend sich wälzt; rechts eine ähnliche Schlucht und weiter rechts darüber der flache Rücken eines Hochlands, abwechselnd bald grüne Weiden, schwarze Basaltlager, gewaltige Eichwälder, öde, einförmige Strecken bis an den Saum des Horizonts, den die Schneehäupter des großen Hermon und der steile Kamm des Libanon schließen. Richten wir unsern Blick wieder auf die tiefe Schlucht vor uns! Links und rechts vom todten Meere setzt sie sich fort, links gefolgt vom öden, hohen Kamm des Gebirges Seir bis zum Busen von Akaba, rechts sich verlierend in die Ferne, wo die Gipfel des Libanon und Antilibanon herübergrüßen. Das tiefe Bett des krummen, schilfbewachsenen Jordans kann man nur eine Strecke weit sehen, bis da, wo die weite Ebene Jericho, südlich begrenzt durch die steil abfallenden Wände der Wüste Juda, westlich durch den starken Abfall des Gebirges Ephraim, sich wieder verengert zur Thalschlucht des El Ghorr. Drohend stehen die festen Mauern Jerichos da unten in der Ebene; träumerisch neigen einige Palmen ihr Haupt. Schauerlich sind die Schluchten, von denen der uns gegenüberliegende 3000′ hohe Absturz der Wüste Juda durchzogen ist; folgen wir mit den Augen der finstersten, aus der schäumend der Bach Kidron hervorbricht, so winkt an ihrem Ende auf hohem Bergvorsprunge die feste Stadt der trotzigen Jebusiter mit der starken Burg Zion; nördlich zieht sich der breite Rücken des Gebirges Ephraim mit den zwei nebeneinander stehenden Gipfeln Ebal und Garizim. Der schluchtenreiche Abfall gegen den Jordan zu verwehrt die Anlage von Straßen; darum führt die Hauptstraße über den Rücken hin, bis sie am Ostabfall des bewaldeten Querzugs Karmel zum Jordan heruntersteigt. Ueber diesen finstern Höhenzug herüber dämmert träumerisch das grüne, glückliche Hügelland Galiläa, während dann links von Jerusalem als ernstes, einförmiges Hochland das Gebirge und die Wüste Juda sich ausbreiten, bis sie gegen Mittag zu in drei Stufen hinabfallen zur großen Steppe und Wüste, deren gelblicher Schein in weiter Ferne gegen Aegypten zu mit dem Horizonte verdämmert. Und wenn Ihr Euch, meine Freunde, satt gesehen habt an dieser wunderbaren Naturfestung, bestrahlt vom Golde der höher stehenden Sonne, so wendet Eure Blicke rückwärts, der Furche des Zerka Main nach bis da, wo diese, ansteigend, sich in den Hochflächen Moabs und Ammons verzweigt. Den grünen, wasserreichen Weidegrund bedecken Zelte, und ein ganzes Volk mit Heerden und Allem wimmelt dort durcheinander. Es sind die Kinder Israels, bestimmt, das herrliche Land vor uns, dessen schwache Seite sie bereits eingenommen, zum Eigenthum zu erwerben. Und wenn wir uns umschauen, gewahren wir endlich auch unsern Freund, den wir suchen. Dort steht er auf der höchsten Spitze, auch ganz verloren in die Betrachtungen des wunderbaren Panoramas. Stört ihn nicht! Zum letzten Mal ist er hier heraufgestiegen, um sich noch einmal satt zu sehen an dem seinem Volke so nahen Ziele. Abschied hat er genommen vom Volke; die weißen Zelte wird morgen ein anderer abzubrechen befehlen, und jetzt steht er da, ungebeugt vom Jahrhundert, das über ihn hingezogen, mit noch klaren Augen und noch frischer Kraft; aber doch ist's sein letzter Tag heute; sein Händefalten ist das letzte Gebet für's Volk, und vor seinem innern Auge zieht noch einmal sein vielbewegtes Leben vorüber, um ihm dann nachzufolgen.

Er träumt sich als Kind an den fernen ägyptischen Hof, wo er in aller Weisheit unterrichtet wurde, die Gebräuche, Sitten und Religionen der umwohnenden Heiden erfuhr von den Magiern. Dazwischen wie Lichter aus der Heimat die Erzählungen seiner Ammen vom alten, ehrwürdigen Abraham, Isaak und Jakob, und im Unterschied von den ungenießbaren Mythen anderer Völker wehte ihm hier so ein duftiger, tröstender Hauch entgegen, wenn er diesen Gott so liebevoll zum Abraham sich niederneigen, nicht Blut und Opfer, sondern Gehorsam verlangen sah. Und dann ging er hinaus und sah sein geknechtetes Volk, und die Liebe zu ihm und zu seinem und ihrem Gott gab ihm Vertrauen und der Entschluß reifte, sein Volk heimzuführen. Allein vorher treibt ihn sein rasches Blut zur übereilten That, und er muß fliehen. Nun durchzieht er die Wüste kreuz und quer mit seiner Heerde, lernt sie auf's Genaueste kennen, sowie auch die Grenzen seines Kanaan. Aber am liebsten ist er zwischen den kahlen, schroffen Steinhöhen des Sinai und Horeb. Dort sitzt er Tage lang, sieht in Gedanken die Unzulänglichkeit aller Götzen, seien's „Fetische" oder verkörperte Ideen und Kräfte, sieht ferner die Qual, das Wehe Aller und namentlich seines Volkes, denkt über den Grund nach, stellt sich die Fragen nach dem Ursprung und Wesen der Dinge und sucht seinen Gott. Und wenn er die dürre Wüste durchzieht und seine lechzende Heerde unverhofft an einem verborgenen Brunnen erquickt, oder bei vollkommener Dürre ihr in den Schluchten des Sinai Nahrung findet, so denkt er wohl, das muß Liebe und Güte sein,

in der dürren, todten Wüste so hilft. Oder wenn er die Dünste sich zusammenziehen sieht, die erstickende Schwüle der Luft sich auf ihn legt, eine schwarze Wolke heraneilt, den einsamen Sinai umhüllt und sich nun das Wüstenungewitter schüttelt wie hehrer Gotteszorn, die Donner die Felswände schüttern, die Blitze blenden, der Orkan tausendstimmig durch die Felsschluchten heult und rast und die Erde aus den Angeln zu gehen droht: da sieht er in diesem Aufruhr seinen Gott vorüberschreiten und demüthig verhüllt er sich vor dem Furchtbaren, der ihn und seine Heerde doch nicht zertritt, sondern in sicherer Höhle Schutz finden läßt. Und wenn er nach solchem Aufruhr einsam sitzt in stiller, hehrer Wüsteneinsamkeit, nur aus der Ferne gedämpft die Stimme der „Wüstenrufer" zu ihm dringt, einsam der Sinai und Horeb stehen und nach oben deuten in den Nachthimmel hinauf, von dessen tiefdunkeln Grunde Millionen Sternlein herunterschauen aus unendlichen Fernen auf die stille Wüste und den einsam Dasitzenden, so zieht wunderbares Wehe, ungekannte Lust, ungestilltes, ewiges Sehnen durch's Herz des Betrachtenden. Er fühlt, er weiß nicht was; seine Thränen brechen hervor, Thränen der Wehmuth, Sehnsucht und heiße Gebete um Erkenntniß ringen sich los zum großen, guten, aber unerkannten Wesen. Himmlische Ruhe senkt sich nieder auf den Beter; tröstend blinken ihm die Sternlein zu; frischer beginnt der Morgenwind zu spielen mit seinen Locken. Am Ostsaum der Wüste wird's licht; die Sterne erbleichen; klarer steht der Horeb da und streckt seine Felszinken und dürftigen Sträucher in die Morgenluft; schattenhaft jagt's über die Wüste auf und ab; die unendliche Ebene hebt sich aus Dunkel und Dämmerung, und plötzlich steigt über den Wüstensaum das gestern in Donner und Blitz untergegangene Tagesgestirn. Wie von Purpur und Feuer übergossen beginnt der Horeb zu stehen; jede Felszinke scheint glühend, jeder Dornbusch scheint zu brennen, und doch brennt nichts, sondern ein Bild wunderbaren Friedens, eine Zaubergestalt aus überirdischen Räumen steht Alles da. Weg ist der gestrige Zorn und jetzt solche Pracht! Nieder fällt der Wüstenhirte und ein: „Heilig, heilig ist der Herr!" tönt von seinen Lippen. Jetzt hat er ihn erkannt.

Diese sich in allen Formen zeigende Kraft, dieser hehre Zorn, diese Güte und diese Heiligkeit ist Der, der da ist und war: ewig heilig und ewig gut! — Nun ist's gefunden. Fröhlich wird die Heerde zusammengetrieben, nach Aegypten zu richten der Wanderer Stab und Schritt. Verkündigt muß seinem Volke die erkannte Wahrheit werden, ausziehen soll es aus der Knechtschaft, am Sinai selber sehen und fühlen, was er, und von dem Ewigen aus dem Wetter das Gesetz erhalten. Dann muß mein Volk sich einen festen Wohnsitz erwerben, dort das Volk Gottes sein und im Stillen seiner Bestimmung entgegenreifen, bis auch alle andern herzukommen; denn diese Liebe, die er da gesehen, beruft alle; diese Kraft will über alle herrschen. Welch' ungeheure Gedanken und zur Ausführung ein Einziger! Aber vorwärts! Gott, der den Sinai schüttelt, wird sein Volk wohl führen!

Die Arbeit des Mannes wissen wir. Wie Berge thürmten sich Schwierigkeiten auf. Am meisten Mühe machte ihm das Volk selbst, benahm es sich doch bei jedem Anlasse wie ein ungezogenes Kind. Da erkannte der Mann, was fehle. Soll das Volk seines Landes würdig sein, es behalten können, so müssen diese Kinder zu Leuten werden; die Knaben zu wackern Streitern und Männern, die Mädchen zu rechten Müttern, die dem Kinde schon mit der Muttermilch edle Gesinnung in's Herz pflanzen. — Bis dahin braucht's aber langes, abhärtendes Leben in der Wüste, scharfe Gesetze, scharfe, stroffe Zucht und Gewöhnung und besonders ein Umherirren in der Wüste, ein Fallen in alle Gefahren und Trübsale, um zu erkennen, wie mächtig der Herr hilft. Die Sitten müssen sich mildern; für ein Auge nur ein Auge und nicht den Kopf einschlagen 2c. Und so zog der Mann mit seinem Volke umher, es bessernd, stützend. Geplagt ärger denn Jeder, doch immer fest in Gott, fest in seinen Zielen; zu Eisen wurde sein Wille. Und es gelang! Bis an die Schwelle des Landes hat er sein Volk gebracht, aber müde neigt sich jetzt sein Volk zur Ruhe; Andere werden in seinem Geiste wirken; schauen hat er noch wollen das Land der Verheißung. In goldener Morgenpracht sieht er's staunend, dankend heben sich seine Hände, überirdische Freude bricht aus den Augen, wunderlich zieht's durch's Herz auf und ab, zu kreisen beginnt das Jordanthal, zu hüpfen die Wand der Wüste Juda, zu ziehen die Berge Galiläas an ihm vorüber, ihn grüßend; Morgenlicht vom Horeb stellt sich vor die Seele, die soeben den großen Sterbenden verläßt! — Lassen wir ihn, Gott wird ihn finden! — Schaue ferner in's Land hinaus, eiserner Mann, von deiner Bergesspitze, überwache in Liebe dein Volk, es warnend in Fehlern, ihm freundlich nickend zur Tugend, und wenn es beten will, wenn sein Gott es züchtigt, so unterstütze du es und bitt' für dein Volk; denn dir schlägt er nichts ab! Wir aber wollen weg! Besteigen wir unser Nebelschiff wieder, um die Rückreise anzutreten. Eingestiegen! Die Fahrt wird schneller gehen; verwischen wir das Bild nicht durch neues Ausspähen, sondern indem uns die Strömung ohne Steuer richtig die Jahrtausende hinabtragen wird, möge sich, bis wir landen, Jeder mit seinen Gedanken beschäftigen! — — „Hm! Sonderbar! Was der Mann vor 4000 Jahren erkannte, thäte auch jetzt noch noth! — Sein Volk konnte er nicht einziehen lassen in's verheißene Land, bis er Männer hatte. Sein ganzes Leben setzte er d,ran; scheute kein Hinderniß, brachte sie auch an die Schwelle des Landes, brachte bessere Sitten und pflanzte sie so tief ein, daß sie beinahe nicht zu ändern waren, zur zweiten Natur wurden. — Eine Art Moses bin ich; Jeder, der da neben mir denkt! Auch Jeder von uns hat ein Volk zu führen. Wohin denn? Auch in ein Kanaan; denn wir bitten ja: — Dein Reich komme — Friede, Gerechtigkeit und Wahrheit. Bald sind's aber 2000 Jahre, daß die Thüre gezeigt wurde, und doch ist man wenig vorwärts. Und gerade jetzt wälzt der Strom der Zeit seine Wellen trüber als je. Kein Friede! Blut und Lug und Trug! Unter keiner Staatsform fühlt sich ein Volk recht glücklich; selbst unser glückliches Ländchen weist finstere Schatten auf, und doch hat es viel von einem modernen Kanaan der Freiheit. Wo fehlt's? Heute hat mir's Moses gezeigt! Nur Männer dürfen nach Kanaan und werden es behalten und von da aus als Leuchtthurm stehen den Völkern. Nur Männer, die in der Wüste abgehärtet und fest geworden. Solche Männer müssen sich bilden, und das sei fortan meine Lebensaufgabe. Männer von Stahl und Eisen, deren Wort nicht bricht, deren großes Herz sich allem Haß verschließt, in deren Herz zarte, schöne Blumen wachsen, die das Glück tragen mögen, weil sie wissen, woher es kommt, die aber im Unglück auch stehen, wie der Horeb im Sturm, weil sie wissen, woher es kommt; Männer, die nicht klagen, sondern eisenfest die Sehnen zur Arbeit spannen, und wenn's zum Abjemachen geht, fröhlich sagen: Herr vergib, wie ich vergebe! Dann ist Friede in jeder Brust und der Hader muß aufhören. Solche Männer will ich erziehen zur Festigkeit und allem Edlen, durch Vorhalten der schönsten Vorbilder, der edelsten Darstellungen aus allen Gebieten. Zur Arbeit sie halten durch eiserne, feste Hand, sie verzeihen und die Leidenschaften bändigen lehren, indem ich verzeihe, wo ich kann, indem ich sie zu den Füßen dessen setze, der Wahnsinnige heilte mit dem Glauben an Gottes Liebe; sie fest machen durch Vertrauen, ruhig durch Pflichterfüllung und im Aergsten fröhlich durch frohen Gesang. Dann stehen sie auch trotzig dem letzten Feinde, dem Tod, und Kanaan ist ewig ihr Eigen-

thum. Aber ich werde sie nicht hinführen, so wenig als Moses die Seinen; indessen Andere kommen nach, und Viele sitzen ja in der gleichen Gondel. Glück auf! Es muß ja kommen! Sehe ich doch schon ein Stück von diesem Reich, stehen doch Andere viel mit mir als Wald, der schon manches Unheil abgewendet. Und dann wenn einmal die rechte Einigkeit und Einheit herrscht, die wahre Freiheit hoch ihre Fahne hebt und auch in den Nachbarländern die Sklavenketten springen und klirrend zu Boden fallen — — —" Rutsch, rutsch! da sind wir am Ziele!

Ihr seid die ganze Rückfahrt über sehr vertieft gewesen, meine Freunde; ich glaube, einige hatten Gesichter und die Aeltesten Träume! Nicht geweissagt! Die Hand an den Pflug! So! steigen Sie aus. Es ist spät geworden. Wünsche guten Abend daheim und danke für freundliche Begleitung und die ausdauernde Geduld. — Sollten Euere bessern Hälften brummen über späte Reisende, so denkt an den noch viel geplagtern Moses, und wenn Ihr in's Examen müßt, so sagt: „Ein wunderlicher Kauz hat uns aufgehalten, hat uns allerlei gezeigt in seinem Guckkasten, Jerusalem und den allerältesten Schulmeister, auch seine Schüler in Freud' und so manchem Leid. Dann hat er uns auch herumgeführt in Wäldern und Ländern, und wenn du nicht lieb bist, so kommt er beim nächsten Regentage, wo man nicht spazieren kann, in's Haus, zündet da in den Ecken herum, legt dir die Hosen an, die du mir in einer schwachen Stunde gestohlen, photographirt dich getreulich, und bringt dich und mich und den ganzen „Ehe- und Wehestands-Brusel" in seiner Zanberlaterne zum lauten Halloh aller unverbesserlichen Junggesellen! Und dann macht Frieden, wünscht leise seufzend den Angedrohten in den gleichen Pfeffer, löscht im Frieden eure Lichtlein, und süße Träume von dem Ewigen mögen sanfter machen euere zeitliche Ruhe.

Beitrag zur Orthographiefrage.

(Fortsetzung.)

Der Referent suchte nun die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Vereinfachung nachzuweisen. Wer auch nur einen Augenblick ernsthaft über unsere Orthographie nachgedacht hat, sagte er, namentlich aber, wer als Lehrer in den Fall sich mit derselben praktisch „herumzuschlagen", der muß zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß da etwas nicht in Ordnung sei. Mit Recht wird gesagt: Wenn man (was Thatsache ist) auch in unsern besten Schulen es nicht dazu bringt, daß die Mehrzahl der Schüler orthographisch richtig schreibt, so muß etwas „faul" sein in der Sache, es muß an der Schreibweise selbst fehlen. Dieses „Faule" scheint uns darin zu liegen, daß unsere Sprache ein viel zu gelehrtes Gepräge hat. Soll einer die gegenwärtige Orthographie auch nur einigermaßen richtig (mit Bewußtsein) anwenden, so muß er absolut mit sprachhistorischen Studien sich beschäftigen. Wo das nicht möglich ist, muß jenes mechanische, geisttödtende Eindrillen in Anwendung kommen. So lange die Schriftsprache sich hauptsächlich in Gelehrtenkreisen bewegte, ging es noch an. Aber seit einmal der freie Geist durch das Revolutionszeitalter hindurch sich Bahn gebrochen in das Volk hinaus, will auch die Wissenschaft und mit ihr die geschriebene Sprache in das Volk treten, will ein Gemeingut des Volkes werden. Von jener Zeit an mußten sich die Wissenschaften ganz umkleiden lassen. Sie mußten ein populäres Gewand anziehen, um wirklich beim Volke Eingang zu finden. Erst seitdem dieses geschehen ist, erst seitdem auch auf dem Gebiete des Realunterrichts das Volksthümliche vom rein Wissenschaftlichen ist ausgeschieden worden, konnte derselbe wirklich gedeihen. Nun denn, auch die Sprache kann sich populär gestalten, auch sie kann eine Form annehmen, welche sie bei dem Volke recht heimelig macht. Dieses ist der Fall, wenn die Schreibweise sich nach der Aussprache richtet, wenn wir nicht schreiben, wie vor Jahrhunderten ist geschrieben und gesprochen worden, sondern so, wie man jetzt spricht. Es ist nun gefragt worden, ob wirklich das phonetische Prinzip, das sich bloß auf die Aussprache stützt, der alleinige Grundstein der Rechtschreibung sein könne. Man bezweifelte es und behauptete sogar, bei Aufstellung des phonetischen Prinzips müßte die eine deutsche Sprache in eine ganze Menge zerfallen, die sich so sehr von einander unterscheiden würden, wie die verschiedenen Mundarten. Es wäre also hier eine neue Schranke gezogen. Das wollen wir nun auch nicht. Werden daher die Sache etwas näher untersuchen. Vor Allem aus ist zu bemerken, daß wenn auch in den verschiedenen Theilen Deutschlands die Aussprache der neuhochdeutschen Sprache eine verschiedene ist, die Verschiedenheit doch hauptsächlich im Accent liegt. Aber wenn auch die Färbung der einzelnen Laute eine verschiedene ist, so ist damit nicht gesagt, daß das phonetische Prinzip nicht ausreiche. Die einzelnen Laute sind es eben, die in verschiedenen Landestheilen auch verschieden ausgesprochen werden, und da ist es Aufgabe des Schreibleseunterrichts, die Buchstaben jeweilen so belauten zu lassen, wie sie im betreffenden Landestheil ausgesprochen werden. Ein Beispiel mag uns das erläutern. In vielen Theilen Deutschlands wird das ü ähnlich ausgesprochen, wie bei uns das i, tribe, Gite, für trübe, Güte. Kommt nun dort der Elementarlehrer im Schreibleseunterricht zu dem ü, so wird dasselbe natürlich nicht belautet werden wie unser ü, sondern es wird den unserm i ähnelnden Laut bekommen (eine Unterscheidung von ü und i wird jedenfalls immer vorkommen, und da ist es wiederum Aufgabe des Elementarlehrers, das Ohr des Kindes so weit zu üben, daß es diesen Unterschied heraushört); ist es nun einzeln richtig aufgefaßt worden, so wird es auch in Verbindung mit andern Lauten, in Wörtern, richtig belautet und richtig bezeichnet werden.

So sehr man aber von der Richtigkeit des Gesagten überzeugt ist, so ist doch die Gewohnheit an das Bisherige so groß, daß man immer neue Gründe zu seiner Vertheidigung sucht. Mit der Zeit wird es schon gehen, sagt man. Aber nur nicht zu schnell, wir wollen eine organische Entwicklung.

Aber was versteht man denn darunter? Ist es nicht viel organischer, wenn Schreibweise und Aussprache schön übereinstimmen, wenn sie zusammen Schritt halten, als wenn jene hundert Jahre hinten drein hinkt? Haben nicht viele Dichter neue Ausdrücke, neue Wendungen gebraucht? Haben sie sich dadurch gegen die organische Entwicklung versündigt? Das wird ihnen Niemand zum Vorwurf machen. Wenn nun solches den Einzelnen erlaubt ist, warum denn großen Massen nicht? Wenn die gesammte deutsche Lehrerschaft sich zusammenthut, um eine Neuerung herbeizuführen, kann man da von einem unorganischen, sprungweisen Vorgehen sprechen? Glaube nicht. Von Sprüngen kann jedenfalls nicht die Rede sein, wenn wir einmal das zu verwirklichen suchen, was theilweise schon im Anfang dieses Jahrhunderts und schon im vorigen angestrebt wurde. Auch jetzt wird das nicht so schnell gehen. Wir denken uns die Sache etwa so: Die schweizer. Schulsynoden theilen ihre Beschlüsse dem Vorstand des schweizerischen Lehrervereins mit. Dieser sucht mit deutschen Lehrervereinen in Verbindung zu treten, um der Angelegenheit auch dort wirkliches Leben zu verleihen. Sind endlich die Lehrer grundsätzlich einig, so tritt dann eine Centralkommission (aber hauptsächlich aus Schulmännern, nicht aus Stockphilosophen bestehend,) zusammen, um über schwankende Punkte sich zu einigen. Erst dann kann an eine Einführung in die Schule gedacht werden, was also immer noch eine Reihe von Jahren auf sich wird warten lassen. Unterdessen müßte man mit

Buchdruckern, Herausgebern von Zeitungen 2c. in Verkehr treten und ihnen die große Wichtigkeit der Sache klar machen. Nun könnten sie kleine Artikel hin und wieder nach der neuen Orthographie setzen lassen, namentlich Feuilleton-Artikel. Das Volk würde so an die Schreibweise gewöhnt, so daß man nach einiger Zeit das Alte ganz auf die Seite thun könnte.

Wenn wir so vorgehen, wenn sich wirklich überall guter Wille zeigt, so können wir mit voller Kraft dem ersehnten Ziele zusteuern. Bis die Sache so weit gediehen ist, wie wir wünschen, wird freilich schon Mancher von uns auf andere Weise von der lästigen Orthographie befreit sein. Aber sollen wir deßhalb weniger für die gute Sache kämpfen? wir Lehrer, die wir gewohnt sind, so manches Samenkörnchen auszustreuen, das seine Früchte erst nach Jahren tragen wird?

Nein, wir wollen einstellen für das, was wir einmal als heilsam anerkannt haben, und die Nachwelt wird uns dankbar sein.

Wir schließen daher mit folgenden Anträgen:

1) Die Kreissynode Wangen erklärt im Allgemeine ihre Zustimmug zu der Bucher'schen Rechtschreibung.

2) In einzelnen Punkten wünscht sie freilich eine kleine Abänderung. Die wichtigsten dieser Punkte sind:

a) chs wird nicht durch x ersetzt.

b) Das h in gehen, sehen 2c. soll bleiben.

c) Die großen Buchstaben müssen ganz weg.*)

3) Sie setzt den Vorstand des schweizerischen Lehrervereins von ihrem Beschlusse in Kenntniß und ersucht ihn, die Sache ernstlich an die Hand zu nehmen und sie, wenn möglich, an der nächsten schweizerischen Lehrerversammlung, sonst aber an der darauffolgenden auf das Traktandenverzeichniß zu setzen.

4) Da die Schweiz in diesem Punkte unmöglich eigenmächtig vorgehen kann, so wird der Vorstand des schweizer. Lehrervereins im Fernern ersucht, mit deutschen Lehrervereinen in Verbinduug zu treten und die nöthigen Schritte zu thun, damit die Sache auch dort allen Ernstes besprochen werde.

So weit der erste Referent. Da von ihm schon viele Einwendungen berührt worden sind, so können wir uns beim zweiten Referate kürzer fassen. Leider fehlen uns auch die Anträge des zweiten Referenten, so daß wir sie nur im Allgemeinen mittheilen können.

Auf die von Dr. Bucher vorgeschlagenen Neuerungen will man nicht eintreten. Schon der Ton, der die ganze Broschüre durchzieht, erregt Anstoß. Aber es ist auch eine solche Vereinfachung weder nothwendig noch möglich. Nicht nothwendig, denn das Erlernen der bisherigen Orthographie ist doch wirklich nicht so schwer, wie es dargestellt wird, und die Vortheile der neuen würden auch nicht so groß sein, denn „der Schüler kann nicht reflektiren, wie er spreche, wir schreiben, wie wir's gewohnt sind, ohne über die Aussprache nachzudenken". Aber die Neuerungen sind auch nicht möglich. Denke man doch an die vielen Jugendbibliotheken, was soll mit denen angefangen werden? An vielen Orten Deutschland's wurden solche Neuerungen eingeführt, aber sie brachten nur Verwirrung. Es wäre daher unklug in einer Zeit, da die verschiedenen Ansichten noch gar nicht abgeklärt sind, sich so nach der Willkür eines Einzelnen zu richten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Viele konnten sich auch mit dem ç in Dr. Bucher's Broschüre nicht befreunden. Herr Bucher will dieses Zeichen aber gar nicht anwenden, er sagt vielmehr, daß bereits deutsche Buchdruckereien recht zierliche Formen haben für unser ß. Da aber solche Formen der Meyer'schen Buchdruckerei in Luzern fehlten, so brauchte der Setzer als Nothbehelf das ç.

Aufnahme neuer Zöglinge in das Seminar zu Münchenbuchsee.

Wer sich nach Vorschrift des Art. 42 des Seminar-Reglements nachträglich für die Aufnahme in das Seminar zu Münchenbuchsee anmelden will (und sich nicht schon beim betreffenden Schulinspektor gemeldet hat), hat seine Anmeldung bis spätestens den 15. März nächsthin dem Seminardirektor einzusenden und derselben folgende Ausweisschriften beizulegen:

1) Einen Taufschein (bei Protestanten auch einen Admissionsschein) und ein Zeugniß des Pfarrers, der die Erlaubniß zum heil. Abendmahl ertheilt hat.

2) Ein ärztliches Zeugniß über die geschehene Impfung und über die Gesundheitsverhältnisse, namentlich über allfällige Mängel in der Konstitution des Bewerbers.

3) Ein Zeugniß über Erziehung und Schulbildung, über Charakter und Verhalten, ausgestellt vom Lehrer des Bewerbers, erweitert und beglaubigt von der Schulkommission.

Die Zeugnisse 2 und 3 sind von Seite der Aussteller verschlossen zu übergeben; offene Zeugnisse, sowie Anmeldungen, welche nach dem 15. März eingehen sollten, müßten zurückgewiesen werden.

Bern, 14. Februar 1871.

Namens der Erziehungsdirektion,
Der Sekretär:
Ferd. Häfelen.

Tit. Redaktion des „Berner Schulblattes"!

Die Reklamation der Herren Hutmacher, Sohn, Scheurer, Lüthy, Stucky und Stauffer, Lehrer in Bern, betreffend die letzte Verhandlung über den Unterrichtsplan in der Kreissynode Bern-Stadt, hat weder materiell noch formell ihre Begründung.

Der Leser mag selbst urtheilen. Der Antrag in genannter Synode wurde in folgender Weise gestellt und ist derselbe weder erweitert noch bestritten worden. Man möchte hierseits der Kreissynode Thun nicht nur beitreten, sondern in Erweiterung der betreffenden Verhandlungen noch darauf aufmerksam machen, daß der Unterrichtsplan, um in Wirklichkeit obligatorisch zu sein, das thatsächlich Erreichbare weit überschreite. Im Weitern wurde beantragt, so wichtige Verhandlungen möchten der Gesammtlehrerschaft zur Begutachtung unterbreitet werden, und daß dieß nicht geschehen, daran trage die Schulsynode und deren Vorstand die Schuld und nicht etwa bloß die Erziehungsdirektion, die in loyaler Weise bereit gewesen sei, den Wünschen der Lehrerschaft zu entsprechen.

Dieser Antrag wurde einstimmig zum Beschluß erhoben und es haben also sämmtliche fünf reklamirenden Herren dazu gestimmt. Dieß das Materielle der Sache.

Das Formelle angehend, so war Meinungsverschiedenheit darüber, ob die Ausführung des Beschlusses (die Schreiben) der Synode vorzulegen seien oder nicht. Mit großer Mehrheit wurde beschlossen, die Ausführung der Angelegenheit dem Vorstande zu überlassen.

Der unterzeichnete Vorstand hat die feste Ueberzeugung, im Sinne der Versammlung gehandelt zu haben; wir sind nicht gewohnt, die Worte auf der Goldwaage abzuwägen.

Es kann, ja es muß dem Vorstande gleichgültig sein, ob eine Minorität von fünf Mitgliedern mit der Ausführung des Beschlusses einverstanden sei oder nicht. Wir bestreiten der Minorität das Recht, den Vorstand zu dementiren.

Was schließlich noch die Eile betrifft, mit der jene fünf Lehrer konstatiren, daß die Versammlung keine zahlreiche war, so war hier mehr als Eile, es war Uebereilung. Sie haben Thatsächliches entstellt. Sie wissen selbst ganz gut, daß die Kreissynode Bern-Stadt gewöhnlich nur von der Primarlehrerschaft besucht wird und diese war sehr zahlreich anwesend. Seit sechs Jahren hatten wir nur zwei Mal eine zahlreiche Versammlung.

Bern, den 12. Februar 1871.

Der Vorstand:
Der Präsident: Weingart.
Der Sekretär: Jakob.

Anmerkung der Redaktion. Wir schließen hiemit die Polemik.

Verantwortliche Redaktion: **R. Scheuner,** Sekundarlehrer in Thun. — Druck und Expedition: **J. Allemann,** Speichergasse Nr. 6 k II in Bern.